

Christian Stetter

System und Performanz

Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft

© Velbrück Wissenschaft 2005

Hundert Jahre nach Saussure ist der Sprachwissenschaft ihr Gegenstand kategorial zerfallen in die Bereiche von Sprachsystem und Performanz, die einander nicht mehr zu vermitteln sind. Mit der kognitiven Wende der Linguistik ist dies offenkundig geworden. Die Disziplin befindet sich in einer Grundlagenkrise. Sie wird in diesem Buch auf drei Tatbestände zurückgeführt: auf die Medienneutralität der Theorie und auf die Vernachlässigung des Induktionsproblems wie der Typ-Token-Problematik, die schon die nachsaussuresche linguistischen Schulen prägt.

Dem entsprechend werden in diesem Buch zunächst die medientheoretischen Grundlagen der Linguistik erörtert und die dabei gewonnene Sicht der Dinge an einer Interpretation der Alphabetschrift bewährt. Erstmals wohl wird hier – mit Mitteln der Symboltheorie Nelson Goodmans – der digitale Grundcharakter dieses Schrifttypus erwiesen, damit zugleich die These vom Skriptizismus der Gegenwartslinguistik erhärtet. Im zweiten Teil wird, darauf aufbauend, die Ausgangsthese gewonnen: Aussagen über ein internes Sprachsystem bleiben leer, denn sie sind nicht auf die stets medial vermittelte Performanz abbildbar. Das Sprachsystem kann somit nicht jenseits, sondern nur in der Performanz verortet werden. Hierfür wird in den beiden abschließenden Kapiteln eine logische Deutung entwickelt: Zunächst wird die allgemeine Repräsentation eines Sprachsystems symboltheoretisch so re-interpretiert, daß die Teil-Ganzes-Logik sichtbar wird, die das System konstituiert. Dies ermöglicht, in einem zweiten Schritt, die Rekonstruktion dieser Logik. Es zeigt sich, daß diese auch der Typ-Token-Problematik zugrunde liegt, wenn man nämlich den Typ nicht, wie Chomsky, universalienrealistisch versteht, sondern mit Goodman nominalistisch. Mit den Mitteln des Individuenkalküls wird schließlich eine Interpretation des sprachlichen Typs entwickelt, in der die alten Oppositionen von langue und parole, Synchronie und Diachronie darstellbar und doch als kategoriale Widersprüche aufgehoben sind.

Damit sind für die Linguistik bislang nicht verfügbare symboltheoretische wie logische Grundlagen gewonnen. Sie gestatten es, das Verhältnis von System und Performanz neu zu verstehen, nämlich als die Grenzwerte ein und desselben Prozesses. Das, was wir »System« nennen, erweist sich als das diesem Prozeß inhärente Typenbildende, das gegenüber der Performanz, dem manifesten Teil desselben Prozesses, virtuell bleibt und gleichwohl real ist.

Vorwort

Nothing is intrinsically a representation; status as representation is relative to symbol system.

Diese Bemerkung Nelson Goodmans zu Beginn des letzten Kapitels von *Languages of Art* darf man wohl als seine Quintessenz der in diesem Buch entworfenen Symboltheorie verstehen. Unter einem Symbolsystem versteht er ein Symbolschema – ein Bild, eine Partitur, eine Skizze, ein Diagramm, einen sprachlichen Ausdruck, einen Tanz, eine Geste, ... –, das auf ein Bezugsnahmegebiet bezogen wird. Erst innerhalb dieser Konstellation wird etwas zu einer Darstellung, gewinnt eine Aufführung Ausdruck, ein Wort Bedeutung. Was unter Worten wie »Repräsentation«, »Symbol«, »Zeichen« zu verstehen ist, dies hängt von der Stellung und der Beschaffenheit des Symbols oder Zeichens, eben des als Darstellung Genommenen, innerhalb eines stets mehr oder weniger komplexen Systems von Referenzen ab. Goodman ist damit den entgegengesetzten Weg zu dem gegangen, den die Semiotik genommen hat: Diese kommt in allen ihren Ansätzen zu einer stets komplexer werdenden Systematik von Zeichen. Goodman dagegen führt alle Darstellungsweisen, alle Repräsentationen, Abbilder, selbst formale Symbolik auf eine einzige und zwar logische Relation zurück, auf die Denotation, die Beziehung zwischen dem Begriff und der Menge von Objekten, die unter ihn fallen.

Dieser extensionale Ansatz macht die Funktion des Darstellens an effektiv vollzogenen Referenzakten fest. Im Schema einer für die Gegenwartslinguistik grundlegenden Unterscheidung heißt das: an der Performanz. Was dies für Philosophie, Linguistik, Psychologie oder Neurobiologie bedeutet, liegt auf der Hand angesichts der Richtung, die das Studium der Sprachkompetenz im Rahmen der kognitiven Linguistik gewonnen hat. Die

Frage tangiert aber nicht nur das generative Paradigma. Sie betrifft darüber hinaus die von Saussure gelegten Grundlagen der modernen Sprachwissenschaft insgesamt, insofern diese auf einem psychologischen Begriff des sprachlichen Gegenstands beruhen. Folgt man Goodman in seiner Konzeption, so wird die Konstruktion einer Kompetenz unabhängig von der Berücksichtigung der ihr entsprechenden Performanz unhaltbar. Kompetenz ist dann je nur als Korrelat einer Performanz denkbar, und das heißt in erster Instanz: als Kompetenz, die sich medial realisiert.

Zum zweiten handelt Goodmans Ansatz der Gegenwartslinguistik die Typ-Token-Problematik ein. Dies betrifft das vielleicht schwerwiegendste Erbe der Dichotomien von langue und parole, von System und Performanz, auf der alle nachsaussureschen linguistischen Schulen aufbauen. Sie verstellten den Blick auf das Problem, wie der sprachliche Typ sich aus Mengen von Tokens aufbaut und doch als Typ tradiert wird. Die Fixierung auf das System hat aus der Opposition von Typ und Token letzteres weggekürzt. Dabei ist es eben dieses Problem, dessen Lösung uno actu alle die logischen Schwierigkeiten behebt, die an der Dichotomie von Synchronie und Diachronie hängen.

Dies um den Preis des dritten Skandals, den Goodmans radikaler Nominalismus der Linguistik einbringt: den Einbruch des Induktionsproblems ins Arkanum des Reichs der Typen. Goodmans Neufassung des Induktionsproblems, schon Jahre vor Chomskys Skinner-Kritik publiziert, exorziert – so muß man es wohl nennen – definitiv den Mythos von »Platons Problem«, den Universalienrealismus, mit dem Chomskys Kritik an Skinners induktionistischem Behaviorismus die Linguistik seither kontaminiert hat. Diese wird sich dem Induktionsproblem stellen müssen, und es ist – wie sich abschließend zeigen wird – gerade der Goodmansche Nominalismus, der Wege zur Lösung dieses Problems eröffnet.

Resultat dieses Ansatzes ist offene Häresie gegenüber den Grundüberzeugungen nicht nur des generativen Paradigmas, sondern darüber hinaus auch gegenüber Positionen, die seit Saussure aus der Linguistik nicht wegzudenken waren. Ein solcher Anspruch bürdet dem Autor, will er nicht einfach als vermessen erscheinen, erhebliche Beweispflichten auf. Um diesen nachzukommen, habe ich den Argumentationsgang in drei Etappen angelegt. Die erste soll am Beispiel vertrauter Umgänge mit künstlerischen Performanzen, die wie Theater oder Oper

weit genug entfernt sind von Grundlagenfragen der Sprachwissenschaft, einen Zugang eröffnen zum Witz der Symboltheorie Goodmans, der sich in der Regel nicht eben leicht erschließt. Der Text von *Languages of Art* umfaßt nur gut 250 Seiten, aber er entwickelt auch nur ein einziges, höchst ökonomisch durchgeführtes Argument, das, so es nicht zur Gänze verstanden wird, seinen Autor unvermeidlich dem Verdacht des puren Formalismus aussetzt.

Die Frage der medialen Formung der sprachlichen Artikulation, das Problem der medialen Spur also habe ich im ersten Hauptteil des Buchs am Beispiel der Schrift behandelt. Ausgehend von einer im ersten Kapitel skizzierten Phänomenologie linguistischer Gegenstände entwickelt das zweite einen Begriff des Mediums als symbolisierender Performanz. Hier braucht es Distanz zum normalsprachlich üblichen Verständnis von Medien: die Medialität des Mediums läßt sich nur fassen, wenn man dieses als in einem dinglichen Substrat operierendes Verfahren begreift, das aber selbst kein Ding ist, sondern eben Performanz. Mit dieser Neufassung des Begriffs läßt sich eine Art Grunddefekt der in der Linguistik bis heute vorherrschenden Auffassung vom Zeichencharakter linguistischer Gegenstände freilegen: Zeichen sind die Ausdrücke, die das Material linguistischer Untersuchungen bilden, nicht insofern, als sie repräsentativ verwendet werden. Zeichen sind sie vielmehr, insofern sie in ihrem aktuellen Gebrauch bestimmte Eigenschaften exemplifizieren: Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten der Gestalt, Typen von Kontextreferenzen, Möglichkeiten von Referenzen auf Erfüllungsgebiete. Auf diesen drei sozusagen kanonischen Exemplifikationsweisen beruht die symboltheoretische Reformulierung der Semiologie der Saussureschen Linguistik, die ich in diesem Buch unternommen habe.

Beschreibt man die medialen Modi sprachlicher Artikulation mit den Mitteln der Notationstheorie Goodmans, so lassen sich die Besonderheiten literaler wie oraler Artikulationen zwischen den Grenzwerten von Analogem und Digitalem, von Diagramm und Skizze in einer logisch fundierten Sprache fassen. Dies eröffnet ein neues, tieferes Verständnis dessen, was Schrift ist. Die auf Medialität konzentrierte Perspektive erhellt – drittes Kapitel – insbesondere den komplexen logischen Status der Alphabetschrift, der nicht nur in unserer Schriftdidaktik bislang kaum oder gar nicht gesehen worden ist. Er ergibt sich aus der kategorialen Differenz von Alphabet und Alphabetschrift. Ersteres ist das

fundamentale Artikulationsschema der Alphabetschrift, gegen das auf der untersten Artikulationsebene Korrektheit oder Abweichung jeder alphabetschriftlichen Inskription geprüft werden kann. Auf dieser Basis werden mittels der orthographischen Register höherrangige Artikulationsschemata wie Wörterbücher oder Grammatiken möglich. Die können ihrerseits als Kontrollinstanzen einem alphabetschriftlichen Text entgegengestellt werden, und sie werden so in der literalen Praxis auch an jeden Text eines halbwegs verbindlichen Öffentlichkeitsgrades herangetragen. Das Telos eines Mediums, das auf einem digitalen Grundschema aufbaut und dessen Gebrauch durch den normativen Bezug auf weitgehend digitalisierte Schemata wie alphabetschriftliche Wörterbücher und ebensolche Grammatiken bestimmt ist, liegt in der Eindeutigkeit von Schreibweisen. Mit der am Alphabet hängenden syntaktischen Diskretheit unserer schriftlichen Texte, die sich im Zuge der Evolution der Orthographie herausgebildet hat – welche ja nichts ist als die Kehrseite der Evolution der Alphabetschrift –, wurde der Grund für die Digitalisierung jeder Art verbaler Information gelegt. Das hat das Buch als Medium ebenso ermöglicht wie das Programm, das als Medium zur Erzeugung elektronisch kodierter Information genutzt wird und nun auch die Digitalisierung pikturaler Information möglich macht. Das macht aber auch die Abstraktheit der Alphabetschrift aus und die damit verbundenen, stets unterschätzten Schwierigkeiten, sie zu erlernen.

Auf dieser medientheoretischen Basis unternimmt der zweite Teil des Buchs den Versuch, der Linguistik verlässliche, logisch explizierte Grundlagen zu erarbeiten. Das vierte Kapitel legt im Anschluß an den späten Wittgenstein die erkenntnistheoretische Crux des die Gegenwartslinguistik beherrschenden Begriffs von Sprachkompetenz frei. Der ist in einem mehr oder weniger vagen Konzept einer mentalen Universalgrammatik fundiert, das alle Züge eines privatsprachlichen Konstrukts aufweist. Per se ist daher diese U-Grammatik medienneutral konstruiert. Jede auf die Gewinnung von sprachlichen Universalien abzielende Induktion – die de facto die Empirie auch der generativen Linguistik bestimmt – kann aber nur in einem medial je besonderen Beispielmateriale verankert werden. Dies kürzt das universalgrammatische Element aus jeder es behauptenden Darstellung weg wie Wittgensteins Käfer aus der Schachtel.

Damit wird ein neuer Blick auf das kategoriale Grundschema der nachsaussureschen Linguistik möglich: Das Problem einer internen Sprachkompetenz wird projiziert auf die Frage, welche Prozesse, wenn man denn die Performanz als den Prozeß der Artikulation oraler Rede oder literalen Textes begreift, hinter dieser als sie generierende Prozesse anzunehmen sind. Es zeigt sich, daß hinter der effektiven Artikulation kein Raum ist für ein Kompetenzsystem in Form einer generativen Grammatik. Jedes Modell einer solchen Grammatik ist stets nur die Hochrechnung aus sprachlichen Performanzen, also je schon Resultat nichtmanifester psychischer und neuronaler Prozesse. Diese lassen sich nur mit den methodischen Standards von Psychologie und Neurobiologie erfassen, und das weist sie aus als Phänomene der Popperschen Welten 1 oder 2. Kategoriale werden sie als Dispositionen des psychischen oder neuronalen Apparats gefaßt, nie jedoch als Phänomene der Welt 3.

Hier prallen zwei Welten aufeinander. Für den Linguisten steht außer Frage, daß es hinter der Vielfalt sprachlicher Performanzen ein System oder eine Kompetenz geben muß. Für den Philosophen ist genau diese Annahme problematisch wegen der Rückkopplung aller linguistischen Aussagen über ein Sprachsystem an Performanzakte. Es bleibt nur der Weg, das System nicht hinter, sondern in der Performanz zu suchen. Das System, so die Antwort, die in diesem Buch auf die Frage nach der Natur der *langue* sive Kompetenz gegeben wird, ist eine virtuelle Größe: real und doch – im Gegensatz zur literalen Grammatik, die das Modell für Chomskys mentale Universalgrammatik geliefert hat – nur als Konstruktion, als Hochrechnung aus Performanzdaten denkbar. Damit stellt sich für eine Philosophie der Linguistik die Aufgabe, diesem Begriff des Virtuellen, der ja keineswegs einfach der Ordnung des Möglichen zuzurechnen ist, sondern mit dem gleichen Recht der des Realen, eine logisch wie erkenntnistheoretisch faßbare Deutung zu geben.

Der Weg dahin wird – zumindest fragmentarisch – in den beiden abschließenden Kapiteln beschrieben. Das sechste unternimmt eine Reformulierung der Saussureschen Grundlagen der Gegenwartslinguistik mit den Mitteln der Symboltheorie Goodmans. Ausgangspunkt ist die symboltheoretische Interpretation des formalen Apparats, der sich in der Sprachwissenschaft als System der Darstellung einer Grammatik beziehungsweise eines Sprachsystems etabliert hat: eines aus Ersetzungs- und Alternationsregeln gebildeten Konstitutionssystems. Die Auffassung der sprachlichen Äußerung als Symbolschema in Goodmans Sinn wird in einem

modifizierten, nämlich einstufigen Konzept der Konstituente verankert, dem als sein Korrelat das Konzept der Domäne von Konstituentenrelationen zur Seite gestellt wird. Allein die Domäne erweist sich als *signe* in Saussures Sinn, die Konstituente ist stets »nur« *signifiant*: Zerlegen kann man raumzeitliche, nicht aber *noumenale* Entitäten. Und – eine weitere Modifikation des etablierten Verfahrens – eingebettet werden nicht Konstituenten in Konstituenten, sondern Domänen in Domänen. Das macht die eingebettete Domäne zur Konstituente und damit zum Teil eines Ganzen. Erst dies bringt die Logik des Konstitutionssystems ins Lot und zeichnet die verbleibende einzige Domäne des jeweiligen Systems, der jeweiligen Grammatik, als besondere Kategorie aus: nur sie ist ein Ganzes, hat somit, *qua signe*, Sinn und Bedeutung. Das so gewonnene ›Frege-Prinzip‹ weist damit zwei syntaktische Extrema aus: die Nie-Konstituente, nämlich Domäne, und die Nur-Konstituente, die nie zur Domäne werden kann: das Wort. Zwischen diesen beiden Extremen tut sich das Feld der Typik von Phrasen auf: die Syntax. Die hier freigelegte Struktur von Teil und Ganzem, die – hat man einmal den Blick dafür gewonnen – die ganze linguistische Begrifflichkeit durchzieht, bildet die logische Grundlage für die im letzten Kapitel entwickelte Lösung des Verhältnisses von System und Performanz.

Die Alternation – neben der Konstituenz das zweite Grundprinzip, auf dem jede der Sprache inhärente Systematik beruht – wird im Anschluß an das von Goodman eröffnete Verständnis der Variation als ein Verfahren beschrieben, das die Besonderheit der je artikulierten Gestalt in einem Kontinuum von Möglichkeiten gleichsam einschachtelt, das also in einem analog strukturierten Raum operiert. Was bei Saussure als Prinzip der Differenz gefaßt war, erweist sich in dieser Perspektive als das ästhetische Grundprinzip der Sprache: die Organisation von artikulatorischer Fülle. Je reicher der Schatz an Oppositionen, desto nuancenreicher wird die Performanz. Die Varianz, die die Bildung sprachlicher Typen in Gang setzt, kommt somit als das eigentlich kreative Fundament der Sprachkompetenz in den Blick. Sie verfährt nach dem Prinzip des maximalen Kontrasts: ein Verfahren, das syntagmatische und paradigmatische Relationen aufbaut und daraus Mittelwerte der Korrelate ableitet. Dies konstituiert den Typ als Menge von Kopien, die dahin tendieren, sich allmählich ähnlicher werden, ohne sich jedoch jemals gleich werden zu können.

An diesem Ort stellt sich das Induktionsproblem, das von einer Theorie der Linguistik zu bewältigen ist. Lösen läßt es sich, wenn man die logische Natur syntagmatischer und paradigmatischer Relationen und deren Zusammenspiel genauer betrachtet. Dann zeigt sich, daß die Annahme paradigmatischer Relationen, also von Klassen in bestimmter Hinsicht ähnlicher Elemente, nur möglich ist, wenn man einen dritten Typ von Relation annimmt: langue-parole-Relationen – ein auf den ersten Blick paradoxer Begriff. Syntagmatische Relationen, die die Systematik der Abhängigkeit eines Terms von einem anderen beschreiben, zum Beispiel die Festlegung formaler Merkmale von Verbvalenzen, sind stets Relationen von Klassen zu Elementen von Klassen. Die eigentliche Bindung, auf der alle Syntax beruht, findet sich so in dem kruden extensionalen Faktum, daß eine bestimmte effektiv erzeugte Form zu einer ganzen Klasse ähnlicher Fälle zählt. Die Bildung des Typs erweist sich als Invisible-hand-Prozeß. Der muß induktiv organisiert sein. Die Lösung des Problems ergibt sich dann aus der Verschränkung zweier Dimensionen in einer langue-parole-Relation: der Präsenz des Syntagmas und der Absenz der betreffenden paradigmatischen Korrelate. Eine Menge paradigmatischer Relationen läßt sich lesen als Liste von Abkürzungen irrealer Bedingungssätze. Dies ist der Ansatzpunkt für Logik wie Methodologie der Linguistik, die langue als virtuelles System zu fassen.

Im letzten Kapitel des Buchs werden die drei Stränge der Medien-, der Typ-Token- und der Induktionsproblematik in einer auch formal explizierten Theorie sprachlicher Typen zusammengeführt. Hier geht es nun um die Logik der Syntax, die deswegen von besonderer Bedeutung ist, weil sich erst aus ihr die Lösung für die beiden Dilemmata der auf Saussure fußenden Linguistik findet: das Verhältnis von Synchronie und Diachronie und das von langue und parole. Die im sechsten Kapitel vom Modell der Variation her beschriebene Typenbildung wird zunächst auf das rudimentäre Modell eines Überschreibverfahrens zurückgeführt. Dieses kann – das ist der archimedische Punkt der Theorie – stets nur Schema der Erzeugung eines Tokens sein, nie eines Typs, denn es muß je wieder in effektiven Bezugnahmen fundiert sein. Auf denen beruhen die drei Exemplifikationsweisen, die den Kanon des Konzepts des sprachlichen Wertes ausmachen, der an die Stelle der Saussureschen valeur tritt: die Referenz auf Gestalteigenschaften, auf syntaktische Kontexte und auf Erfüllungsgebiete und -gegenstände.

Der sprachliche Typ wird somit begriffen als eine Menge sukzessive voneinander erzeugter Kopien, für deren keine es ein Original gibt. Bezugnahmegebiet der drei genannten Referenzweisen ist aber nie nur die Menge der eigenen Artikulationen einer Person. Stets sind es auch die Artikulationen anderer. So migriert der sprachliche Typ als sich selbst ständig überschreibendes Verfahren der Erzeugung von Tokens, mithin selbst eine Menge von Tokens, durch Populationen und Zeiten. Dies erledigt mit einem Schlag die mit der Saussureschen Unterscheidung von Synchronie und Diachronie verbundenen logischen Probleme, damit auch das Induktionsproblem auf überraschende Weise: das Fortsetzungsproblem wird durch den Fluktuanz-Charakter des sprachlichen Typs gleichsam weggekürzt.

Resultat ist ein nur erznominalistisch zu nennendes Verständnis von Sprachsystem. Das allerdings weist seinerseits die gängigen Auffassungen von sprachlichen Universalien, von Optimalitätsbedingungen und ähnlichem als einen Universalienrealismus aus, den man zu Beginn des 21. Jahrhunderts in einer Welt, in der realistische Weltbilder als konventionell bewährte Weisen des Welterzeugens begriffen werden, vielleicht doch nicht mehr erwarten sollte. Der Zugang zu einem nominalistischen Verständnis von Typen ergibt sich vielleicht am leichtesten aus der Einsicht, daß Eigenschaften sich nur logischen Individuen zuschreiben lassen. Die können jedoch in Klassifikationen verschiedene »Ränge« einnehmen. Soll das Wort als Typ gefaßt werden, so müssen ihm Eigenschaften zukommen, die kein Wort qua Token aufweist. Die das Wort qua Typ charakterisierende Eigenschaft ist Referenzkonstanz: Jedes Element der Menge von Kopien, die den Typ bilden, kann oder könnte jedes andere in jedem beliebigen Kontext ohne Änderung von Sinn und Bedeutung der Domäne substituieren. Das macht den Wort-Typ zu einem logischen Individuum. Für die Domäne, den Grenzfall des Systems, ist das korrelative Merkmal Referenzindividuierung: keine kann qua Inskription eine andere ohne Veränderung von Sinn und Bedeutung des Kontextes substituieren, in den sie eingebettet ist. Die Domäne ist, wenn man so will, der vollständig individuierte Typ. Das macht ihre Zwitterstellung zwischen dem Phrasenhaften und nicht Phrasenhaften aus, welches ja beides in jeder Performanz anwesend ist.

Mit dieser Wendung der Typ-Token-Problematik ist einer symboltheoretisch fundierten linguistischen Theorie schließlich ein letztes Problem zu lösen aufgegeben, das sich für eine Typen-Linguistik – wenn man so sagen darf – schon aus logischen Gründen nicht stellen konnte: Was macht aus einer aktualen Verknüpfung von individuellen Gegenständen, von Performanzereignissen also, einen Typ, anders formuliert: ein typisches Ganzes? Die Lösung ergibt sich aus der Interpretation von Konstitutionssystemen mit den Mitteln des Individuenkalküls, ein Ansatz, den ich dem Studium von Goodmans Gebrauch dieses Kalküls im Rahmen seiner Konstruktion einer phänomenalen Sprache verdanke. Die Bedeutung dieses Kalküls für jede linguistische Theorie ergibt sich aus der Rolle, die die Teil-Ganzes-Struktur für jede Form sprachlicher Systematik spielt. Ihre Logik ist in diesem Kalkül beschrieben. Komplexe sprachliche Typen sind ebenso wie paradigmatische Relationen Summengenstände, das heißt Ganze, die ihren Konstituenten als den Teilen der Summe gegenüberstehen, die diese bilden, und die Grenze von Kontingenz und Systematik in der Sprache liegt genau darin, inwieweit einem Summengenstand ein Produktgegenstand zugeordnet werden kann: eine Schnittmenge von Eigenschaften der Elemente, die den Summengenstand bilden. Dies ist die logische Grundlage jeder Syntax-Theorie, die ich daher an einer Stelle auch explizit entwickelt habe, soweit dies eben notwendig war. Denn nur in dieser Sprache lassen sich die oben angesprochenen Dilemmata der Linguistik fassen und explizit lösen. Ihr Wert zeigt sich darüber hinaus dann auch darin, daß sie Kernstücke der Syntaxtheorie wie das Kopf-Mitspieler-Theorem in ein neues Licht rückt.

Die im sechsten Kapitel entwickelte Konzeption des Verhältnisses von Domäne und Konstituente mit den beiden Grenzwerten der Nie- und der Nur-Konstituente läßt sich nun mit den Mitteln des Individuenkalküls im Formalismus eines Konstitutionssystems regelrecht beweisen, wenn man diesen Formalismus beim Wort nimmt: Jede Konstituente, die im Sinne des Systems weder Nie- noch Nur-Konstituente ist, weder also Domäne im Sinne des Frege-Prinzips noch Lexikon-Einheit, erfüllt die Aussageform »x ist Konstituente von y« stets in den beiden Positionen x und y. Alle Einheiten, für die dieses gilt, sind daher vom gleichen logischen Typ. Die Domäne, die Nie-Konstituente, wie das Wort, die Nur-Konstituente, müssen somit anderen logischen Typen angehören. In diesem Zusammenhang klärt sich – wohl definitiv – der logische Status des Satzes.

Doch die Bedeutung dieses Nachweises geht weiter: In einem deskriptiv verwendeten Konstitutionssystem sind normalerweise Kommutativität und Assoziativität der Elemente aufgehoben. Denn es werden Performanz-Ereignisse beschrieben. Faßt man aber syntaktische Typen als Mengen von Tokens auf und jedes Token als ein – wie im zweiten Kapitel gezeigt – durch Gestalt-, syntaktische und semantische Referenz erzeugtes Element, und nimmt man nun hinzu, daß paradigmatische Beziehungen – wie im sechsten Kapitel gezeigt – ja in ihrem »Grundzustand« die Eigenschaften der Kommutativität und Assoziativität aufweisen, so ergibt sich, daß mindestens auf der hierarchisch niedrigsten Ebene des Systems beide Prinzipien gelten müssen. Jede Menge von Systemelementen läßt sich somit durch geeignete Bezugnahmen als Kategorisierungsschema anderer Mengen verwenden, die Menge {der, die, das} beispielsweise, bezogen auf die Menge {Aal, ..., Blume, ..., Xylophon, ...} als ein Schema, das letztere nach dem traditionell »Genus« genannten Unterscheidungskriterium kategorisiert. Goodmans Grundgedanke, daß wir je nur durch Mengen von Alternativen kategorisieren, eröffnet so den Zugang zu einem neuen Verständnis dessen, was ein Sprachsystem in logischem wie erkenntnistheoretischem Sinn ist.

Damit ist schließlich auch – soweit dies überhaupt möglich ist – der Beweis für die These Saussures erbracht, daß jede langue ein eigenes, integrales System bildet, innerhalb dessen jedem Term sein spezifischer Wert durch Bezugnahmeweisen der skizzierten Art zugemessen wird. Verb ist also nicht gleich Verb, Akkusativ nicht gleich Akkusativ – die logische Fundierung eines weiteren linguistischen Grundprinzips, das ich das »Humboldt-Prinzip« genannt habe, mehr als nur Reverenz an Humboldts These der Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus: die Verankerung dieser These als Grundtheorem in der Gegenwartslinguistik.

So greift eins ins andere: die mediale Gebundenheit der sprachlichen wie schriftlichen Artikulation in die Erzeugung syntaktisch diskreter Einheiten, damit in die Typenbildung qua Bildung von Tokens-Mengen, diese in die Induktionsproblematik, diese in die logische Interpretation syntaktischer Typen mit den Mitteln des Individuenkalküls, und diese letztlich in die Auflösung des Rätsels, wie sich System und Performanz zueinander verhalten: durch den Ausschluß von Kommutativität und Assoziativität – Eigenschaften der Systemelemente –

in der syntaktischen Artikulation der Domäne als Performanzelement.

Das rückt die alten Saussureschen Prinzipien der Arbitrarität und der Linearität an den ihnen in dieser neuen Konstellation von System und Performanz zukommenden Ort: Sie liegen nicht der Artikulation des Systems zugrunde. Vielmehr bringen sie den Übergang vom System zur Performanz zuwege: das Linearitätsprinzip streicht gleichsam die Kommutativität der Systemelemente, das Arbitraritätsprinzip deren Assoziativität. Dieser Übergang ist offenbar – dies unterstreicht die zentrale These – ein gradueller: In expliziter Performanz sind Kommutativität und Assoziativität der miteinander verknüpften Elemente vollständig ausgeschlossen, auf der hierarchischen Systemebene des Wortes sind sie vollständig gegeben.

Auf der Systemebene werden beide Bedingungen mehr und mehr weggekürzt. Damit wird die *langue* als eine Konstruktion faßbar, die dadurch entsteht, daß den Mengen, die die sprachlichen Typen ausmachen, die Eigenschaften der Kommutativität und der Assoziativität gleichsam zuwachsen. Hier wird das kreative Potential des Systems aufbereitet. Dies ist die eigentliche Bedeutung seiner Virtualität. Das System wird als logisches Korrelat der Performanz begreifbar. Es erwächst aus ihr, ist ihr inhärent und wirkt auf sie zurück. Seine Rekonstruktion ist somit keine Beschreibung eines mentalen generativen Systems, das ein Programm abarbeitet. Eher ist sie die Beschreibung des – wie man mit Polanyi sagen könnte – der Performanz inhärenten und von dieser unablässig fortgeschriebenen impliziten Wissens, das seiner Natur nach ein Können ist. Genauer gesagt: die Beschreibung der systematischen Elemente, dessen sich dieses Können in seinem Vollzug bedient, und der grundlegenden Operationen dieses Vollzugs, mit einem Wort: des Systems als Medium sprachlicher Kreativität. So unfaßbar, irritierend, gängigen Anschauungen widersprechend manches Werk Dalís scheinen mag: Sieht man die Reihe der Vorstudien oder Variationen, die es abschließt, so wird es zum Symbol der Konsequenz, Exempel eines Könnens, das die in der Reihe verborgene Möglichkeit sieht und diese auf den Punkt bringt.

Damit stößt diese Studie wohl an das zentrale philosophische Problem, das Saussure wie Chomsky der modernen Linguistik mit der Psychologisierung des Systembegriffs und mit dem Konzept der Sprachkompetenz aufgebürdet haben: ein Können zu beschreiben, das sich als Können jeder Beschreibung zu entziehen scheint. Wie – so könnte die der Linguistik

aufgegebene Frage lauten – läßt sich sprachliches Können repräsentieren, ohne daß es in der Repräsentation zu Wissen mutiert? Das chronische, die traditionelle Repräsentationsform solchen Könnens betreffende Mißverständnis liegt ja darin, daß Grammatiken als Wissenssysteme aufgefaßt wurden, ein Kategorienfehler vom Typ »der Geist in der Maschine«, wie Ryle ihn beschrieben hat. Faßt man dagegen dieses Können als ein virtuelles System oder umgekehrt das, was man »System« genannt hat, als ein Können von systematischer Art, das als solches ja geradezu als Paradigma von Virtualität aufgefaßt werden kann – in einem nicht auf Simulation eingeschränkten Sinn dieses Wortes – so wird eine theoretische Alternative zu diesem offenkundigen Holzweg sichtbar.

Hierzu eröffnen die in diesem Buch gelegten logischen Grundlagen der Linguistik einen neuen Lösungsansatz. Denn mit der Unterscheidung von systematischer Typik und performativer Inskription, die durch den »Filter« der Kommutativitäts- und Assoziativitätsbedingung beim Übergang vom System zur Performanz geleistet wird, wird es ja möglich, das rhetorische und logische Können, das in die sprachliche Performanz stets mit eingeht, von der im engeren Sinn sprachlichen Kompetenz zu unterscheiden. Die Grenze zwischen sprachlichem und nichtsprachlichem Können muß neu gezogen werden. Den Ansatzpunkt bildet hier die in den beiden letzten Kapiteln im Anschluß an Goodman beschriebene Übersetzung von linguistischen Systembeschreibungen in Dispositionsprädikate. Damit zeigt sich auch, daß Beschreibung und Erklärung sprachlichen Könnens kein Gegenstand autochthoner linguistischer Forschung mehr sein kann. Dies ist nur im interdisziplinären Verbund von Linguistik, Psychologie und Neurobiologie zu leisten. In diesem und nur in diesem Verbund ist dann auch ein genuiner Beitrag der Sprachwissenschaft zur Erforschung menschlicher kognitiver Leistungen denkbar.